



W^{DI}E WINDSBRAUT

DIE GESCHICHTE VON
OSKAR KOKOSCHKA
UND ALMA MAHLER

böhlau

HILDE BERGER



Hilde Berger

Die Windsbraut Die Windsbraut

Die Geschichte von
Oskar Kokoschka und
Alma Mahler

3., überarbeitete Auflage

Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

1. Auflage 1999 unter dem Titel »Ob es Haß ist, solche Liebe?«
2. Auflage 2008 unter dem Titel »Ob es Haß ist, solche Liebe?«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Lebrecht Music & Arts / Alamy Stock Photo

© 2020 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien, Zeltgasse 1, A-1080 Wien
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorheri-
gen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Korrektur: Constanze Lehmann, Berlin
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-21117-4

*Als der Herr Adam erschaffen hatte, sprach er: Es ist nicht gut,
dass der Mensch allein sei. Und er schuf ein Weib aus der Erde, aus
der auch Adam gebildet war, und hieß ihren Namen Lilith.
Als bald hatten die beiden Streit miteinander, und Lilith sprach:
Bist doch nur meinesgleichen, beide sind wir von der Erde
genommen; und eins hörte nicht auf das Wort des anderen.
Wie nun Lilith sah, dass kein Friede war, flog sie davon in die Lüfte.*

Jüdische Legende

Oskar wollte eine Komödie zur Aufführung bringen. Über die Handlung wäre er sich bereits im Klaren, versicherte er, die Dialoge müsste er allerdings noch schreiben. Das Theaterstück sollte von der Leidenschaft zwischen Mann und Frau erzählen, von den Gefahren des Eros und von der Wollust des Thanatos.

»Sie können aufführen, was Sie wollen, es darf uns nur nichts kosten«, meinte der zuständige Kanzleibeamte und wies auf das Formular, in das sich jeder Student, der sich an der Ausstellung beteiligen wollte, mit vollständigem Namen und Adresse eintragen musste, mit Studienfach, Jahrgang und Matrikelnummer.

»Das Plakat hab ich schon im Kopf: eine Pietà. Die Frau wird ganz weiß sein, das ist die Farbe des Todes, und der Mann in ihrem Schoß ist rot, das ist die Farbe des Lebens, ich werde die Plakate im Siebdruck anfertigen lassen, hundert Stück etwa –«

»Die Kosten für das Plakat müssen Sie selber tragen, Herr Kokoschka«, unterbrach ihn der Beamte. Und für eventuelle Schäden auf der Bühne müsse er ebenfalls aufkommen. Oskar Kokoschka unterschrieb alles mit der Leichtigkeit eines Menschen, der ohnehin keinen Heller in der Tasche hat.

Am Ende des Schuljahres war es üblich, dass die Lehrer und die Studenten der kaiserlich-königlichen Kunstgewerbeschule ihre Arbeiten präsentierten. In kleinen Pavillons, die provisorisch auf einem brachliegenden Feld in der Nähe des Karlsplatzes aufgestellt worden waren, zeigte man die Werke der jungen Künstler. Heuer gab es als besondere Attraktion eine Freilichtbühne, sie war einem antiken griechischen Theater nachgebaut und bot etwa hundertfünfzig Zuschauern Platz.

Oskar war Student im dritten Jahrgang. Er hatte sich für das Lehrfach Zeichnen entschieden, besser gesagt, seine Mutter hatte entschieden, dass er sich als Zeichenlehrer ausbilden lassen sollte, weil sie sich vom Lehrerberuf eine sichere Zukunft für ihren Sohn versprach. Seit Oskar das abendliche Aktzeichnen leitete, zahlte ihm die Direktion

monatlich fünfzig Kronen, das war zwar nicht viel, aber genug für ihn, um der Mutter ein bisschen unter die Arme zu greifen, solange er noch bei ihr wohnte.

Die Kunstgewerbeschule war die einzige höhere Schule in Wien, in der auch Frauen zum Studium zugelassen waren. Zu Mittag, in der Mensa, saßen sie in Grüppchen zusammen und tranken leichtes Bier zum Essen. Oskar saß stets allein an einem Tisch. Er musste immer große Portionen essen, um satt zu werden. Wenn er aufstand und seinen leeren Teller zur Schank zurückbrachte, konnte er sicher sein, dass ihm die jungen Frauen nachschauten und über ihn lästerten.

»Der redet mit keiner«, sagte eine, und eine andere meinte: »Der wird immer rot, wenn man ihn anredet.« Sie kicherten und steckten die Köpfe zusammen und lästerten weiter. Dass er viel zu groß sei und zu mager und dass er seine Arme baumeln lasse wie ein Orang-Utan.

»Was der für riesige Ohren hat! Und in seinem Gesicht ist alles schief!«

»Wenn der einen anschaut, kriegt man Angst«, sagte eine, die sich Lilith nannte. Sie war Hospitantin an der Schule. Zweimal in der Woche ging sie zum abendlichen Aktzeichnen. Dort stand sie Modell, das dunkle Haar mit zwei Kämmen festgesteckt, den makellosen Körper nur mit einem Schleier bedeckt. Oskars Herz zog sich jedes Mal zusammen, wenn er mit ansehen musste, wie Lilith ihre Intimität von den Studenten des ersten Jahrgangs begaffen ließ. Ungeschickt bannten sie mit ihren brüchigen Kohlestiften Liliths Konturen aufs Papier. Eigentlich wäre es Oskars Aufgabe als Leiter des Abendkurses gewesen, diese dilettantischen Versuche zu korrigieren, aber dazu fühlte er sich nicht imstande. Auch wollte er Lilith nicht selber zeichnen, vor den Augen der anderen. Erst Stunden später, zu Hause, wenn Mutter, Bruder und Schwester schliefen, und er sicher sein konnte, dass niemand ihn dabei beobachtete, arbeitete er im Schein einer Karbidlampe. Er zeichnete Lilith aus der Erinnerung, mager und zerbrechlich, und sich selbst als ausgehungerten Knaben neben ihr stehend, beide ihre Scham mit den Händen bedeckend, einen knabenhaften Adam mit seinem geliebten Mädchen im Paradies. Rote Fische, wilde Vögel und exotische Blüten

umrahmten die beiden Kinder und geleiteten Oskar, wenn er dann endlich erschöpft ins Bett sank, durch eine unruhige Nacht.

Morgens, wenn er aufwachte, fühlte er sich wie ein alter Mann. Mit Mühe raffte er sich auf, verließ grußlos die Wohnung, schleppte sich die Straßen des achten Bezirks hinunter bis zum Burgring, dann quer durch die Parks der Innenstadt zu dem gewaltigen Backsteinbau zwischen Stubenring und Donaukanal, zur Kunstgewerbeschule. Er fühlte sich gefangen in diesem Gebäude und beengt wie in einem Vogelkäfig. Alle bewegten sich wie Marionetten, und Lilith, die nicht so hätte sein müssen, wenn sie nicht hier gelandet wäre, irrte zwischen den Marionetten herum und verschleuderte ihre Kostbarkeiten. Sie war die jüngste von den Studentinnen, sie war erst siebzehn. Oskar sprach nie mit ihr. Er schaute ihr nach, wenn sie wegging, aber wenn sie auf ihn zukam, wandte er sich ab. Nur Gott allein, wenn es ihn überhaupt gab, wusste, wie man leidet, wenn man liebt.

Der Juni des Jahres 1909 war ein verregneter Monat, der Aufführungstermin für Oskars Theaterstück musste immer wieder verschoben werden. Aber die Plakate waren bereits in den Kaffeehäusern affiziert und weckten die Neugierde der Wiener. Es wurde heftig diskutiert, ob das, was auf dem Plakat zu erkennen war, als Kunst bezeichnet werden konnte oder eher als Ausgeburt eines kranken Gehirns. Ein blutig roter Fleischklumpen, der einen männlichen Körper darstellen sollte, hing in den Armen einer Frau, die mit ihrer weißen Fratze mit den hohlen Augen und dem offenen Mund einem untoten Dämonen ähnelte. So etwas zielte auf die Verhöhnung religiöser Gefühle ab, und es würde erfahrungsgemäß nicht lange dauern, bis die k. k. Statthalterei einschritt. Ein zweites Mal würde dieses Stück sicherlich nicht aufgeführt werden. Weil außerdem das Gerücht umging, dass eine völlig unbekleidete Frau auftreten werde, war die Vorstellung schon Tage zuvor ausverkauft. Sie war für den späten Nachmittag des 4. Juli angesetzt.

Das Gartentheater bot den vielen Neugierigen kaum Platz. Die Glücklichen, die noch einen Sitzplatz ergattert hatten, saßen dicht aneinandergedrängt auf den schmalen Steinbänken. Die jungen Herren trugen leichte Sommerjacken, die Strohhüte schräg auf dem Kopf, die

Zigarillos lässig im Mundwinkel, was ihnen etwas ungemein Draufgängerisches verlieh. Einige der Gesichter kamen Oskar bekannt vor, aus der Mensa, oder aus den Zeichenkursen. Die jungen Damen in ihrer Begleitung waren zumeist Studentinnen der Kunstgewerbeschule.

»Anfangen! Anfangen!«, skandierten die Leute in den hinteren Reihen, und das stetig anschwellende Trampeln der Füße auf dem trockenen Wiesenboden klang wie das Trommeln vor einer Schlacht. Es roch nach Bier und nach Pferdemist, und ab und zu wehte vom Wienfluss eine kräftige Brise fauliger Abwassergerüche herauf. Immer mehr Neugierige kamen dazu, die auch mit einem Stehplatz vorliebnahmen.

Oskars Blick überflog die Reihen. Jedes einzelne Gesicht prüfte er. Sie war nicht dabei. Lilith war nicht gekommen. Dabei hatte er das Theaterstück nur ihretwegen geschrieben, um seine wilden Träume zu bannen, um diesen Druck loszuwerden, der Nacht für Nacht wie ein Alb auf seiner Brust lag.

In der ersten Reihe, am äußersten Rand einer Sitzbank, saß eine alte Frau. Ihr feines Sonntagskleid aus schwarzer Popeline bauschte sich um ihren gedrunghenen Körper wie eine dunkle Wolke. Zu festlich war sie für diesen Anlass angezogen, man sah gleich, dass sie nicht in diese junge aufgeregte Gesellschaft passte. Die Frau war Romana Kokoschka, Oskars Mutter. Sie stammte vom Land, eine Städterin war sie nie geworden, obwohl ihre Familie nun schon seit zwei Jahrzehnten in Wien lebte. Sie war an diesem Nachmittag als Erste hier gewesen, um sich einen guten Platz zu sichern, ganz vorne wollte sie sitzen, wo niemand ihr die Sicht auf die Bühne verstellte.

»Anfangen!«, erscholl es wieder aus den hinteren Reihen. Ungeduldige Pfiffe ertönten und vereinzelte Rufe forderten bereits die Rückgabe des Eintrittsgeldes, wenn das Theater nicht sofort anfinde.

Plötzlich brach wenige Armlängen vor dem Platz von Romana Kokoschka ein Inferno los, ein ungeheurer Lärm von Trommeln und Kettenrasseln setzte ein. Die Theatervorstellung begann. Hinter den papierenen Kulissenwänden sprangen drei halbnackte Männer hervor, ihre Körper mit knappen Lendenschurzen notdürftig bedeckt, die Gesichter mit schwarzen und rotbraunen Tätowierungen bemalt. Kurz

danach trat eine rothaarige Frau auf die Bühne, stolz und aufrecht, mit ihr zwei Dienerinnen in kurzen Kitteln. Sie begafften die Männer, als hätten sie noch nie einen gesehen. »Ihre stammelnde Lust kriecht wie eine Bestie um mich«, girrten sie. Die Schauspielerinnen sprachen ihre Texte nicht, sie würgten sie aus sich heraus, nur einzelne Worte und Satzketten waren zu verstehen: »Der bleiche Mann! – Der wittert, dass wir unbeschützt!«* Die halbnackten Männer jagten die Frauen auf der Bühne vor sich her, sie rannten und sprangen und überschlugen sich wie die Akrobaten im Zirkus, ihr Schreien und Brüllen war weit über den Platz zu hören.

Gleich wird die rothaarige Frau von den Männern gefangen genommen, sie werden ihr das Kleid zerreißen, sie auf den Boden schleudern und malträtieren. »Ihr Männer! Brennt ihr mein Zeichen mit heißem Eisen ins rohe Fleisch«, wird der Anführer brüllen. Sie werden es tun. Später aber wird sie ihm ihr Messer in die Brust stoßen. Sie, die Frau, ist die Todbringende, nicht er. Wenn der Mann dann endlich im Sterben liegt, wird die Rothaarige ihren unersättlich geilten Leib auf seinen ausblutenden Körper pressen. Romana Kokoschka hatte sich den Inhalt des Stückes von ihrem Sohn erzählen lassen. Eine blutrünstige Geschichte, aber eigentlich nicht grausamer als die Geschichten in der Bibel, die sie gerne las.

Im Grunde war für Romana Kokoschka alles, was ihr Sohn schuf, ein Beweis seiner Begabung. Er hat den Schauspielern genau vorgezeigt, wie sie sich bewegen sollten. Er hat ihre Körper mit feinen Linien bemalt. Er hat aus ihren Gesichtern furchteinflößende Masken gemacht. Er hat die Texte geschrieben. Er hat die Kulissen gebaut. Alles hat er gemacht. Die Schauspieler waren seine Freunde, alle ständig hungrig und ohne Geld wie er, alle begabt, aber ihr Sohn war der Begabteste von allen!

Oskar war nicht gerade erfreut gewesen, als ihm seine Mutter mitteilte, dass sie die Aufführung besuchen wollte. »Du gehst doch nie ins

* Oskar Kokoschka: »Mörder Hoffnung der Frauen«. In: O. K., Schriften 1907–1955, S. 143. Sämtliche Zitate wurden auf die neue deutsche Rechtschreibung umgestellt.

Theater«, hatte er zu ihr gesagt und gehofft, sie würde darauf verzichten. Außerdem wäre das gar kein richtiges Theater, und die Besucher, die wären auch keine richtigen Theaterbesucher, sie bräuchte sich deshalb gar nicht so fein anzuziehen. »Bleib zu Hause, Mutter.« Aber Romana Kokoschka hatte darauf bestanden, den ersten Auftritt ihres Sohnes in der Öffentlichkeit mitzerleben.

Die Aufführung näherte sich bereits ihrem Ende, knappe zehn Minuten sollte sie noch dauern, sofern nichts dazwischenkam. Es war bereits dämmrig geworden, und so konnte Oskar von der Bühne aus nicht genau erkennen, wer diese Gestalten waren, die sich in den hinteren Bänken neu dazu gedrängt hatten. Es waren Männer mit Fellkappen und langen Zwirbelbärten, unter buschigen Brauen stachen kohlschwarze Augen hervor.

»Attacke!« Der kehlige Ruf kam von dort hinten. »Attacke! Stechen mit dem Bajonett!«

Die finsternen Männer waren Reservisten eines bosnischen Bataillons aus der Wiedner Kaserne. Der Lärm und das kriegerische Geheul der Schauspieler hatten sie angelockt.

Auf der Bühne hat inzwischen ein obszöner Tanz eingesetzt, die Körper der Schauspieler zucken und wälzen sich am Bühnenboden, begleitet von einem immer wilder werdenden Trommelrhythmus. Die rothaarige Schauspielerin, von der es hieß, sie werde nackt auftreten, hockt auf dem sterbenden Krieger. Ihr Körper ist ein einziges exaltiertes Zucken, das sich endlich in einem einzigen gewaltigen Aufschrei löst. Wie ein Echo hallt es aus den Mündern der bosnischen Soldaten: »Aaaah!«

Oskars Gedanken sind bei Lilith, die nicht gekommen ist. Eigentlich heißt sie Elisabeth Lang. Den Namen Lilith hat sie sich selbst gegeben. Lilith hieß die erste Frau von Adam, beide waren aus demselben Stück Lehm. Sie war gleich an Kraft wie Adam, und sie wollte, wenn sie sich liebten, nicht unter ihm liegen. Sie wollte auf ihm reiten. Adam ging zu Gottvater und beklagte sich: Ich brauche eine Frau, die mir gehorcht. Gott gab Adam recht, und er schuf ihm eine andere Frau, Eva, die unter Adam liegenblieb, wenn er nächtens Lust auf sie bekam.

Doch was tun mit Lilith? Sie war eine reizvolle Frau, und Gott war ein Mann. Also vergnügte sich Gott eine kurze Zeit mit Lilith, bis er sie in die Unterwelt abschob, wo sie seither als Teufelin regiert und nur mehr in Vollmondnächten auf die Erde darf.

Es ist dunkel geworden. Oskar hat Fackeln an die Schauspieler verteilt. Gleich wird das bengalische Bühnenfeuer entzündet werden. Die Fackeln sind mit Magnesiumköpfen bestückt, von jeder einzelnen Fackel wird ein greller Lichtschein ausgehen, jeder in einer anderen Farbe. Der Schlusseffekt der Aufführung wird grandios werden.

Die bosnischen Reservisten sind inzwischen ganz nahe an die Rampe herangekommen und starren auf die spärlich bekleideten Frauen. »Weg da! – Geh weg, du!« Mit einem leichten Schlag gegen die Schulter will ein Zuschauer dem Soldaten deutlich machen, dass er ihm die Sicht verstellt. Aber keiner vergreift sich ungestraft am Rock des Kaisers. Der Soldat dreht sich um, seine Augen blitzen wie schwarze Edelsteine, mit geballter Faust schlägt er dem Zuschauer ins Gesicht.

»Oski!« Das ist die Stimme der Mutter. »Gib acht!«

Den aufkommenden Tumult nützt der mutigste von den Bosniern, springt geschmeidig wie eine Katze auf die Bühne und langt nach dem nackten Schenkel einer Schauspielerin, greift mit seinen vom Pfeifenrauch vergilbten Fingern nach diesem unerwarteten Paradies aus Waden und Schenkeln und Brüsten.

»Oski«, zischt Romana Kokoschka, »gib acht auf die Fackeln!«

Zu spät! Die bereits brennende Fackel entgleitet der Schauspielerin. Noch bevor die bengalischen Feuer entfacht werden, brennt die Bühne: Die Kulissen fangen Feuer, eine Stichflamme schießt empor. Die Zuschauer in den hinteren Reihen springen von ihren Sitzen, gebannt verfolgen sie das großartige Schauspiel. Romana Kokoschka bringt sich hinter den Büschen der Parkanlage in Sicherheit. Sie starrt entsetzt in die Flammen und in den Rauch und rechnet im Kopf aus, wie hoch der finanzielle Schaden für ihren Sohn sein wird. Die Einnahmen waren ganz gut, damit müssen aber erst einmal die Druckkosten für die Plakate gedeckt werden. Die Schauspieler werden unter diesen

Umständen auf ihre Gagen verzichten, denkt sie und hofft, dass für Oskar trotz allem zumindest ein kleiner Betrag übrigbleibt, denn für die letzten drei Monate hat er ihr noch keinen Heller Kostgeld bezahlt.

Nach Mitternacht wusste in der American Bar bereits jeder über die Ereignisse im Gartentheater Bescheid: Dass die Polizei gekommen war und vom Autor des Theaterstückes Bußgeld wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verlangt hatte, dass die Feuerwehr erstaunlich schnell zur Stelle gewesen war, offenbar hatte man schon im Vorhinein das Ärgste befürchtet und den Spritzenwagen bereitgestellt. Im Großen und Ganzen war alles ein Spaß gewesen, primitive Kunst halt, vielleicht eine Parodie auf die jüngste Oper von Richard Strauss, die gerade an der Hofoper einstudiert wurde.

»In Elektra muss Orest seine Mutter töten. Nicht um sie zu strafen, sondern um sie zu erlösen. Der Mörder als Hoffnung der Frauen. Ein ganz interessanter Gedanke eigentlich«, überlegte der junge Redakteur und tippte seinen Artikel mit flinken Fingern in die Schreibmaschine. Seine Kritik zu Oskar Kokoschkas Theateraufführung würde am nächsten Morgen im Neuen Wiener Journal erscheinen. »Was hat der Autor mit dem tollen Wirbel eigentlich gewollt? Die wilden Wortexzesse, das unverständliche, ekstatische Gekreische, das Herumkollern von Menschenklumpen auf der Bühne mutete nicht wie die Realisierung ernster, künstlerischer Absichten, sondern wie eine Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes und des guten Geschmacks an. Um irgendeiner verschrobenen, perversen Auffassung von dem gegenseitigen Verhältnis von Mann und Weib Ausdruck zu geben, bedurfte es nicht der Erfindung einer grotesken, unästhetisch wirkenden Verwicklung, aus der mehr instinktiv als bewusst die Absicht des Autors herausgefischt werden sollte.«*

Der Leiter der Kunstgewerbeschule, Alfred Roller, hatte von dem Skandal, den ein Student seiner Anstalt verursacht hat, ebenfalls noch am selben Abend erfahren. Es war ihm sofort klar, dass er jetzt Konsequenzen ziehen musste. Obwohl er den jungen Mann für begabt hielt,

* Neues Wiener Journal, Jg. 17, 5. Juli 1909, S. 4.

würde er ihm sagen müssen, dass seine Weiterarbeit an dem Institut nicht erwünscht sei und dass damit auch sein Stipendium eingestellt werde.

Manchmal dauerte es acht Tage, bis die wichtigsten Wiener Tageszeitungen in New York ankamen. Die Dame aus Wien hatte darauf bestanden, dass ihr die Zeitungen nachgeschickt würden. Das war das Mindeste, was sie für sich verlangte. Bei einigen Journalen konnte es sogar passieren, dass sie mit einer Verspätung von mehreren Wochen eintrafen. »Your magazines«, sagte der Rezeptionist des Savoy und überreichte ihr die Zeitungen in einem gebündelten Päckchen. Sie ließ, während sie das Päckchen übernahm, ihren Blick über die Hotelgäste in der Lobby schweifen, prüfend, ob vielleicht irgendjemand darunter wäre, dem zuzulächeln sich lohnte. Sie sah aber nur diese stinkreichen Geschäftsleute mit ihren aufgetakelten Gattinnen, öde Gesichter trivialer Menschen, kein Künstler, keine verwandte Seele weit und breit. Also schlug sie den kürzesten Weg zum Lift ein.

Der dunkelhäutige Liftboy grinste sie unverschämt an, dabei mochte er kaum vierzehn Jahre alt sein, der Bengel. Sie suchte in ihrer Handtasche nach einem Five-Pence-Stück, das sie ihm geben wollte, wenn die Kabine endlich im achten Stockwerk angelangt sein würde. Der Junge sah sie mit einem Blick an, den sie bei einem reifen Mann »verzehrend« genannt hätte. Die Neger sind frühreif, dachte sie, das liegt in der Rasse. Eigentlich ist er bildhübsch, der Junge, auch wenn er schwarz ist und noch nicht ganz ausgewachsen. Immer verlieben sich die Kleinen in mich! Sie seufzte, als sie daran dachte, dass der Mann, den sie geheiratet hatte und der jetzt wieder müde und missmutig oben im achten Stockwerk auf sie wartete, knapp einen Meter sechzig groß war, einen Kopf kleiner als sie.

»Maestro and his pretty girl«, wie die Amerikaner ihren Mann und sie nannten, hatten im letzten Jahr ein Appartement im Hotel Majestic in der 72. Straße bewohnt. Zu Beginn der heurigen Saison waren sie aber hierher ins Savoy gezogen, wo auch Caruso sein Appartement hatte und andere Sänger der Metropolitan Opera. Caruso war ein

reizender Kerl! So warmherzig und humorvoll. In seiner Gesellschaft hatte sie schon anregende Stunden verbracht. Der Toscanini dagegen konnte ihr gestohlen bleiben, für sie war er ein Abgesandter der Mailänder-Mafia, überheblich und ignorant.

»Er versucht, dich aus der Met zu verdrängen, sagen wir es ruhig deutlich, du musst etwas dagegen unternehmen! Schreib eine Protestnote an die Direktion! Toscanini hat vor, den Tristan zu dirigieren, und wenn er das wirklich macht, zerstört er damit alles, was du hier aufgebaut hast. Er soll seinen Verdi aufführen und den Puccini, aber Hände weg von Wagner! Wagner ist ein Deutscher!«

In der Direktionsetage der Met hatten seit Beginn der neuen Saison die Italiener das Sagen, allen voran der Direktor der Mailänder Scala. Irgend so ein Mister Kahn finanzierte das Haus mit seinen Millionen und durfte deswegen auch bestimmen, wer der nächste Direktor sein sollte. Entsetzlich der Gedanke, dass dieser Milliardär, der wahrscheinlich nicht die geringste Ahnung von Kunst, geschweige denn von Musik hatte, solche Entscheidungen traf!

»Hier sind die Verhältnisse anders. Und es ist mir auch egal, wer hier wen dirigiert. Amerika ist groß genug für zwei Dirigenten. Ich bin glücklich, nicht mehr die Verantwortung für jedes und alles tragen zu müssen wie an der Wiener Oper«, war die gleichbleibende Antwort ihres Gatten.

In Wien hätte er sich so etwas nicht bieten lassen, dachte sie. Er war in ihren Augen alt und müde geworden, und seit eine amerikanische MilliardärsGattin ihm ein eigenes Orchester finanzierte, das New York Philharmonic Orchestra, hatte er seinen Kampfgeist völlig verloren.

»Heute sind endlich wieder Zeitungen aus Wien gekommen. Ein wunderbarer Verriss eines jungen Malers, der ein Theaterstück geschrieben hat. Ich krieg richtig Heimweh. Kokoschka – sagt dir der Name was? Soll ich dir vorlesen?«

»Nein«, hörte sie ihren Gatten aus dem Nebenzimmer antworten.

»Warum nicht? Es gibt doch nichts Schöneres, als den Verriss eines anderen zu lesen.«

»Ich möchte schlafen.«

»Fühlst du dich nicht wohl? Soll ich den Doktor Fraenkel anrufen?«

»Nein.«

»Doktor Fraenkel kommt gern zu uns, das weißt du.«

»Zu uns? Zu dir«, antwortete er bitter.

Misstrauen und Eifersucht ihr gegenüber quälten ihren Gatten von Jahr zu Jahr mehr, und damit vergällte er auch ihr den Spaß am Leben. Manchmal empfand sie seine Qualen als gerechte Strafe für seine Hybris, eine Frau geheiratet zu haben, die beinahe zwanzig Jahre jünger war als er.

Später dann, als der Maestro im Nebenzimmer sein Schläfchen hielt und die regelmäßigen Schnarchgeräusche sich mit dem leisen Trommeln des Regens auf das Vordach mischten, griff seine Frau, die man hier pretty girl nannte, was ihr schmeichelte, da sie im August bereits ihren dreißigsten Geburtstag feiern würde, nach der Flasche mit hochprozentigem Kräuterlikör, die sie sich aus Paris hatte schicken lassen. Sie füllte ein Glas mit der goldfarbenen Flüssigkeit, mischte sie mit einem kräftigen Schuss Cognac, trank es in einem Zug leer und wünschte sich, sie könnte wegfliegen.

Sie ging zum Fenster und schaute auf die hohen Gebäude am Rande des Central Park und auf die Regenwolken, die vom Osten herüberzogen, vom Meer, von Europa, von Wien, wo es jetzt bereits Abend war, wo die Lichter im Zuschauerraum des Opernhauses gerade langsam verloschen und das aufgeregte Getuschel in den Logen allmählich verstummte. Sie vermisste den Klatsch und Tratsch, die erregten Diskussionen nach einer Opernpremiere. Sie dachte an die erbitterten Schlachten, die sich die Brahms- und Wagneranhänger in Wien liefern konnten. Selbst die Hetze gegen ihren Gatten, die ihr und ihm die Entscheidung, Wien für immer zu verlassen, leicht gemacht hatte, schien ihr nun wie ein Zeichen der Lebendigkeit und Begeisterungsfähigkeit der Wiener. Sie litt an krankhaftem Heimweh. Vielleicht war es gar nicht so abwegig, den Doktor Fraenkel rufen zu lassen, ihretwegen.

Sie dachte an die Villa ihres Stiefvaters Carl Moll am Stadtrand von Wien, auf der Hohen Warte. Auf der einen Seite waren die Weingärten des Kahlenbergs zum Greifen nahe, auf der anderen Seite lag einem die

Stadt Wien zu Füßen. Dort wurde jetzt sicherlich gerade ein kleines Dinner vorbereitet, für die Künstler, die nach der Premiere vorbeikommen sollten, für die Sänger und Komponisten, für die Dichter und Schauspieler. Nach Mitternacht würde sich dann jemand an den Flügel setzen und spielen. Früher war sie das gewesen, alle hatten sie bewundert. Heute Nacht würde vielleicht Arthur Schnitzler an ihrem Platz sitzen und seine Frau würde singen, Olga, die genau wie sie ihre eigene Karriere für die ihres Gatten geopfert hatte. Eine Schicksalsschwester!

Sie vergrub ihr Gesicht in den Seiten des Neuen Wiener Journals, das Papier roch nach Leim und Leder, ein bisschen auch nach tranigem Fisch. In diesem Papier lebten Menschen, liebe Menschen, die jetzt so weit weg waren.

Sie zog mit dem Finger die Zeilen nach und strich zärtlich über die Namen jener Künstler, die sie kannte. Hier stand etwas über Hans Pfitzner, der sie so liebte, über Arnold Schönberg, ihren Studienkollegen, über Gustav Klimt, der ihr das Küssen beigebracht hatte, über Bruno Walter mit den schönen schwarzen Augen – und über den unglücklichen Alexander Zemlinsky, dem sie so weh getan hatte, als er an einem Dezemberabend vor sieben Jahren aus der Zeitung erfahren musste, dass seine Geliebte, das Fräulein Alma Schindler, nun mit dem Hofoperndirektor Gustav Mahler verlobt sei. Zärtlich strich sie auch über den Namen des unbekanntenen jungen Malers, der mit seinem Theaterstück das Wiener Publikum so herrlich in Wut hatte bringen können, Oskar Kokoschka.

Sie goss sich ein weiteres Glas Bénédictine ein, das müsste aber das letzte sein für heute, sagte sie sich, und sie schaute wieder in den Regenhimmel, und sie sehnte sich nach irgendetwas.

Der Leichnam lag auf einem Tisch in der Mitte des Zimmers. Der Körper war mit einem grünen Segeltuch abgedeckt, nur das Gesicht blieb frei. Die elektrische Lampe über dem Tisch gab genügend Licht zum Arbeiten.

»Sie können meine Pinsel verwenden«, sagte der Kunsthändler Carl Moll zu Oskar.

»Die Pinsel werden nachher nicht mehr zu gebrauchen sein«, gab Oskar zu bedenken.

»Ich bin ein sparsamer Mensch«, erwiderte Carl Moll, »aber ich werde doch nicht bei der Totenmaske meines Schwiegersohns sparen.« Daraufhin fuhr er mit einer Mietdroschke in die Stadt, um die Trauerfeierlichkeiten vorzubereiten.

Am Tag zuvor war bereits angeordnet worden, den Leichnam aus dem Wiener Sanatorium Löw in die Villa des Kunsthändlers zu überstellen. Das Sanatorium war seit dem frühen Morgen von Journalisten umlagert. Aber sie warteten umsonst, denn die Überstellung hatte bereits in der Nacht vom 18. zum 19. Mai stattgefunden, zwischen halb zwei und zwei Uhr. Niemand hatte davon erfahren, und so würde Oskar hier unbehelligt von neugierigen Reportern arbeiten können.

Als Oskar zum ersten Mal bei Tagesanbruch den Raum betrat, drang ihm ein eigenartiger Geruch entgegen, süßlich und schwer, wie von leicht angefaulten Bananen. Oskar suchte in allen Ecken und Winkeln, er schob die Bilderrahmen zur Seite und die Gemälde, die in Stapeln an der Wand lehnten – Naturalisten und Impressionisten, nicht einmal die Leinwand wert, die sie verunstalteten. Oskar hatte auch auf der Kommode in der hinteren dunklen Ecke, auf der allerlei Antiquitäten standen, nachgesehen, zwischen den silbernen Tabatieren, den Nippesfiguren, den bronzenen Jagdmotiven und den Putten aus Porzellan. Überall nur Staub und Spinnweben. Also musste es der Leichnam sein, der diesen Geruch nach süßlichen, leicht verfaulten Bananen verströmte. Nicht unangenehm, aber doch so befremdend, dass Oskar am

liebsten seine Sachen gepackt hätte und wieder gegangen wäre. Aber er brauchte das Geld. Der Kunsthändler zahlte gut für diese Arbeit, er selbst fühlte sich nicht dazu imstande, seinem Schwiegersohn die Totenmaske abzunehmen. Dreißig Kronen waren ausgemacht worden, unter der Bedingung, dass niemand erfahren durfte, dass nicht Carl Moll der Künstler war, der die Totenmaske angefertigt hatte, sondern ein junger, unbedeutender Maler. Dreißig Kronen waren bereits die ganze Monatsmiete für Oskars neues Atelier. Da gab es kein langes Überlegen.

Oskar öffnete das Säckchen mit Eisenoxyd und schüttete das rötliche Pulver in eine kleine Wasserschale. Er wählte den feinsten Marderpinsel, er befeuchtete die Spitze des Pinsels mit seinen Lippen. Das Marderhaar fühlte sich zart an und fein. Zuerst trug er die Rötelschicht auf die Augenpartie des Toten auf. Er zog die Lidfalten nach, die Augenbrauen und die Furchen an den Schläfen. Wie hart das Gesicht eines Toten ist, dachte Oskar. Und kalt wie Marmor.

Oskars Lehrmeister im Anfertigen von Totenmasken war der Steinmetz Andreas Petta, ein schwerer Trinker. Er hatte Oskar einmal anvertraut, dass er, wenn er so allein mit einem Toten sei, immer ein Gespräch beginne, ein sehr einseitiges verständlicherweise. Trotzdem könne er dabei viel vom Wesen des Verstorbenen erfahren, was wiederum wichtig sei für den Ausdruck der Totenmaske. Oskar verspürte kein Bedürfnis, mit dem Leichnam zu sprechen. Er wollte seine Arbeit zu Ende bringen, das Geld kassieren und diesen Ort so schnell wie möglich verlassen.

Worüber sollte er sich auch mit dem Mann, von dem er nur wusste, dass er ein berühmter Dirigent gewesen war, unterhalten? Über die ausverkauften Opernhäuser und Konzertsäle in New York und Hamburg, Petersburg und Prag? Oskar hatte die Zeitungsberichte im Kaffeehaus manchmal überflogen. Für diese Art von Musik, wie der Verstorbene sie dirigierte und komponiert hatte, hat Oskar nie sonderliches Interesse gehabt. Diese Musik war ein Luxus der oberen Klassen. Als Knabe hatte Oskar Musik nur während der sonntäglichen Kirchenbesuche zu hören bekommen. Er saß neben seinem Bruder in der rechten

Kirchenbank, durch einen breiten Mittelgang von den Mädchen in den linken Bankreihen getrennt. Der schwere Duft nach Hyazinthen, Lilien und Weihrauch hatte ihn jedes Mal in einen rauschartigen Zustand versetzt, den die inbrünstig gesungenen Chöre noch verstärkten, die den Reiz und die Reinheit der Gottesmutter priesen, ihren Leib und die Frucht ihres Leibes. »Gepriesen sei dein Leib!« Immer wieder der Leib und die Frucht des Leibes der Mutter Gottes. Und oben in der Kuppel die Barockmalereien. Plötzlich, mitten in der Mozartmesse, hatte Oskars Stimme mutiert, ein teuflisches Krächzen hatte sich seinem weit geöffneten Mündchen entwunden, und die majestätischen Kuppelfresken von Maulbertsch vor Augen, war er ohnmächtig geworden.

Später verstand Oskar unter Musik das, was auf den kleinen Bühnen am Spittelberg von den Sängerinnen mit den schönen französischen Namen dargeboten wurde: Lieder mit obszönen Texten in breitem Wienerisch, ein larmoyanter Singsang; oder das, was er im Kabarett in Berlin gehört hatte, wo eine echte Französin aufgetreten war, die Oskar auch zeichnen durfte. Sie hieß Yvette Gilbert, und das Portrait war bei ihr auf wenig Begeisterung gestoßen. Zehn Kronen verlangte Oskar für ein Portrait. Das war nicht viel Geld, aber nur selten waren die, die sich von ihm zeichnen ließen, mit dem Ergebnis zufrieden, und sie weigerten sich zu zahlen – darum seine finanziellen Engpässe, darum seine Zusage, diese Totenmaske im Namen eines anderen herzustellen.

Die Rötelschicht war fertig. Das Gesicht des Toten hatte jetzt etwas von einem Indianer, die leicht gebogene schmale Nase verlieh ihm einen vogelartigen Ausdruck. Ein König, dachte Oskar, aus dem fernen Land der Azteken. Oskar verspürte große Lust, dieses Gesicht etwas zu verzieren. Wenn er jetzt zum Beispiel mit einer dunkelbraunen Farbe die Linien längs der Nasenflügel und die tiefe Faltenpartie auf der Stirne nachzöge, dann würde daraus eine polynesische Maske mit Tätowierungen. Im Naturhistorischen Museum, gegenüber der Kunstsammlung der Alten Meister – die Oskar so gut wie nie besuchte, dazu fühlte er sich als Anfänger nicht reif genug –, in der Abteilung mit den Totems, den Masken, Geräten, Waffen und Webereien der Naturvöl-

ker, dort konnte Oskar oft stundenlang in die Gesichter versunkener Kulturen schauen. Wenn er auf die eingeritzten Tätowierungen starrte, spürte er, wie seine Gesichtsnerven an den gleichen Stellen vibrierten.

Oskar stellte die Schale mit dem Gips bereit. Die Masse war griffig, aber immer noch elastisch genug, um sich gut an die Unterlage anzuschmiegen. Mit der ganzen Hand griff er in die Schale und klatschte die weiße Masse auf das Indianergesicht, auf die feinnervigen Gesichtszüge. Oskar fühlte sich wie Gott. In einem umgekehrten Sinn. Er vollzog den Schöpfungsakt im Rückwärtsgang: Die fein ziselierten Gesichtszüge eines Künstlers von Weltformat wurden unter seinen Händen zu einem Batzen Gips. Zu nassem Staub, zu Erde, Lehm, zur Urform.

Die Nase des Dirigenten ragte immer noch hervor. Hier schien es ein Problem zu geben. Eine quarzig schimmernde, schleimige Flüssigkeit quoll aus dem rechten Nasenloch! Oskar erschrak. Er schrie den Toten an, er solle gefälligst tot sein, sonst könne er, Oskar, seine Arbeit nicht machen. Die erste Begegnung zwischen den beiden Männern fand also statt, als der eine bereits außen so hart war wie Marmor, im Inneren aber noch oder schon wieder lebendig. Ohne eigentlich zu wissen warum, hasste Oskar diesen Mann, diesen Kopf, der vor ihm auf dem Tisch lag und darauf wartete, dass Oskar seinen Abdruck vornahm, auf dass die Nachwelt ihm huldigen könne. Damals wusste Oskar noch nicht, dass der Tote einmal sein Rivale sein würde, ein äußerst ausdauernder, stiller und zäher Rivale.

Plötzlich waren draußen am Gang Schritte zu hören. Etwa schon Carl Moll? Sicher war es bereits Mittag geworden und Oskar sollte längst mit seiner Arbeit fertig sein. Der Gips in der Schale war inzwischen hart geworden, er musste neuen anrühren. Als sich der Sack mit dem Gips nicht sogleich öffnen ließ, stach er kurzerhand mit der Kelle dagegen, noch einmal und noch einmal, bis der Sack endlich platzte. Oskar spürte einen heißen Schmerz an seiner Hand. Die Kelle war abgerutscht und hatte sich in seine Handfläche gebohrt. Das Blut schoss hervor, als bestünde ein Überdruck in Oskars Innerem. Immer war es das Gleiche, wenn er seine Fingerkuppen nur ritzte, ergoss sich eine

Blutfontäne, als wäre eine Schlagader getroffen. Der weiße Gipsklumpen, aus dem immer noch die nackte Nase des Dirigenten ragte, färbte sich rot von Oskars Blut.

Draußen, am Ende des Ganges, gab es eine Gesindeküche, mit einem großen weißen Waschbecken aus englischem Porzellan. Mit Fließwasser. Dort wollte er seine Hand vom Blut reinwaschen und verbinden. Oskar lief den schwach beleuchteten Gang entlang. Da stand plötzlich das kleine Mädchen vor ihm. Einen Moment lang dachte Oskar, dass seine überreizte Phantasie ihm einen Streich spiele. Er hielt das Kind, das mit seinen kleinen Händen eine Schildkröte umklammerte, für eine Halluzination. Beide, das Tier und das Kind, blickten Oskar mit großen Augen an. Dann senkte das Kind den Blick und bestaunte die roten Tropfen, die Oskar auf den weißen Bodenfliesen zurückgelassen hatte.

Oskar stieß die Tür zur Gesindeküche auf.

»Was ist denn?«

Oskar stand in der offenen Tür und starrte auf die Frau. Die grellen Strahlen der Mittagssonne fielen weiß durch das hochgelegene Fenster. Die Frau trug ein violettes Kleid aus gefältelter Seide, so hauchdünn, dass man das ganze Kleid durch einen Ehering hätte ziehen können. Ihr Haar leuchtete wie das der reuigen Magdalena venezianischer Meister.

»Was machen Sie da? Wer sind Sie?« Ihre Stimme klang scharf.

»Ich blute«, antwortete Oskar. Die Blutstropfen zu seinen Füßen waren nicht zu übersehen.

»Passen Sie doch auf! Sie versauen hier alles. Zeigen Sie her.« Die Frau war um einige Jahre älter als Oskar. Sie stand etwas unsicher auf den Beinen. Vor ihr auf dem Küchentisch lag ein Reisekoffer, wie man ihn auf Überseereisen verwendete. Der Deckel mit den Holzverstrebungen stand offen, und Oskar bemerkte, dass er mit Notenblättern vollgestopft war. Mit der rechten Hand stützte sich die Frau auf einen Berg von Papieren, mit der linken hielt sie eine Schnapsflasche hinter dem Rücken verborgen. Oskar sah die Flasche. Vor ihm konnte kein Mensch etwas verbergen.

»Zeigen Sie her«, wiederholte die Frau, und Oskar streckte ihr die verletzte Hand hin. Sie untersuchte den Schnitt an seiner Handfläche, dann hob sie den Blick und Oskar sah, dass die Frau Augen hatte wie zwei traurige Seen, und er fühlte, wie gut es ihm tat, in diese Seen einzutauchen.

Plötzlich spürt er ein Brennen an der verletzten Hand. Die Frau hat Schnaps auf die offene Wunde geschüttet. Im nächsten Moment ist ihr Gesicht über seine Hand gebeugt, und mit einer schnellen Zungenbewegung leckt sie seinen Handballen. Kein Tropfen von dem kostbaren Getränk darf verloren gehen. Während sie seine Hand mit einem Taschentuch aus geklöppelter Spitze verbindet, einem dafür völlig ungeeigneten Stück Stoff, redet sie in einem fort und beteuert, es sei nicht ihre Schuld, dass der Dirigent, den sie »Mahler« nennt, als wäre er ein Fremder, nun tot sei. Er sei immer schon krank gewesen, schon vor der Hochzeit. Sie sagt nicht »mein Mann« oder »Gustav«. Sie nennt ihn »Mahler«. Sie spricht von Streptokokken in Mahlers Blut, von einer verschleppten Angina, einem angeborenen Herzfehler und von einer jüdischen Krankheitsanfälligkeit, einem Zeichen von Degeneration. Ganz Wien habe Mahler damals für einen Glückspilz gehalten, weil sich eine so schöne und starke Christin mit ihm verheiratet hat.

Oskar ist es unmöglich, sich auf ihre Worte zu konzentrieren. Es ist ihm auch völlig gleichgültig, was sie sagt. Wichtig ist nur, dass sie jetzt nicht weggeht, dass sie bleibt. Er spürt, dass ihr Atem nach Schnaps riecht und heiß ist und immer näher kommt. Schon kann er ihr Haar riechen, es duftet nach Talg und Staub, ein Geruch, nach dem er sich von nun an immer sehnen wird. Sie legt ihren Kopf auf seine Schulter und weint. Er spürt ihre weichen Brüste, er fühlt jede Rundung und jede Höhlung dieses anderen Körpers, der sich ihm anvertraut.

Noch nie war Oskar einer Frau so nahe.

»Alma!«, ruft Carl Moll. Almas Stiefvater ist zurückgekehrt. Mit dem kleinen Mädchen an der Hand steht er plötzlich in der Gesindeküche. »Du musst dich um deine Tochter kümmern, sie ist krank!«

In seinem schwarzen Mantel, mit dem gewaltigen, schwarzen Bart und den wilden Augenbrauen erscheint er Oskar wie ein großer Vogel.

Das kleine Mädchen setzt die Schildkröte auf den Küchenboden und geht zu seiner Mutter. Die kleinen Hände zerren und ziehen an Almas Kleid. Oskar bemerkt, mit welcher unwilliger Geste Alma die Hände des Mädchens wegschiebt, weil sie verärgert ist, weil sie lieber mit ihm allein geblieben wäre.

Als Oskar mit seiner Arbeit fertig war und das Haus verließ, hielt er das blutdurchtränkte Spitzentüchlein immer noch fest um seine Hand gewickelt. Er ging die Stufen hinauf, die vom Souterrain in den Vorgarten führten. Er verließ die Villa so, wie er gekommen war, durch die Gesindetür.

Es war Abend geworden. Im Vorgarten duftete schwer der Flieder. Im Haus spielte jemand Klavier. Die Musik ist eine Erfindung der Menschen, ein reiner Luxus, dachte Oskar, für das Überleben völlig unnötig. Genauso wie der Fliederduft in den Abendstunden, da doch um diese Zeit kein einziges Insekt mehr an seinem Nektar interessiert ist. Oskar blieb stehen und lauschte dem Klavierspiel.

Eigentlich hatte sich Alma vorgenommen, diesen Reisekoffer in der Küche nicht anzurühren. Ganz unten, auf dem Grund, unter all diesem Notenmaterial ihres verstorbenen Gatten, lag ein Teil ihrer selbst begraben, ihre Seele: ihre eigenen Kompositionen. Lieder, die sie vor ihrer Hochzeit geschrieben hatte, schwierige Passagen waren darin enthalten, in denen sie mit der Überwindung der Tonalität gerungen hatte. Jetzt saß sie am Klavier, vor sich die handgeschriebenen Noten. Sie berührte die Tasten, ganz leicht nur, sie hatte Angst vor dem ersten Anschlag, sie fürchtete, ihre Finger könnten in der langen Zeit ohne Übung steif geworden sein.

Allmählich spürte sie, wie das Instrument wieder auf sie reagierte, wie es auf jede feine Bewegung ihrer Finger antwortete, wie ein Tier, das gestreichelt werden wollte, wie der Körper eines Mannes, der geweckt werden wollte. Eine kleine Hand legte sich auf die ihre.

»Du darfst nicht spielen«, sagte Gucki. Das Mädchen hieß eigentlich Anna, wie Almas Mutter, aber von klein auf nannte sie jeder in der Familie Gucki, ihrer großen Augen wegen. »Sie wird schön wie die